

Antrag der Sozialdemokraten, über die Erklärung des Ministerpräsidenten die Debatte zu eröffnen, wurde sofort abgelehnt.

In Ungarn ist die politische Situation in ein neues Stadium getreten. Der Kaiser hat den Grafen Schuen-Hedervary abermals mit der Bildung eines Ministeriums betraut und zwar mittels eines Handschreibens, das sehr vorsichtig und in einem Stile abgeschrieben ist, dessen zartes Pianissimo offenbar den scharfen Ton der letzten Armeebefehlsfansäule vergessen machen soll. Es scheint aber nicht, dass die ungarische Opposition geneigt ist, zu vergessen.

Über die gestrige Sitzung im ungarischen Parlament berichtet Wolffs Bureau: Als der Ministerpräsident Graf Schuen-Hedervary gestern den Sitzungssaal betrat, erhob sich in den Reihen der Unabhängigkeitspartei der Ruf: „Es lebe die Verfassung“. Der Abgeordnete Oláh meldete die Inkompatibilität des Ministerpräsidenten an, da Graf Schuen an dem Bestechungsversuch des Grafen Szapary mit schuldig sei. Während der Begründung des Antrags erklang aus den Reihen des äußersten linken Flügels die Rufe: „Schmach! Schande! Hinaus! Hier auf ergriff Kossuth das Wort: Es sei die Pflicht des Abgeordnetenhauses, zu verhindern, dass die Grenzen der Kronrechte weiter gezogen werden, oder wenn es dies nicht verhindern könne, müsse der Reichsrat dagegen protestieren. Durch das königliche Handschreiben sei die Charta nicht ausgeweitet. Das Handschreiben habe im Gegenteil die Wunde vertieft, die mit dem Armeefest der Nation geschlagen sei. Der König sei von ungetreuen Ratgebern umgeben, die vergessen hätten, dass man mit Pronunciamentos an die Armee nicht konstitutionell regieren könne. Der König sei oberster Kriegsherr nur auf Grund des Gesetzes. Er habe die Verfassung beschworen. (Ab. Barabás: Falscher Eid!) Der Präsident ruft Barabás zur Ordnung.) Kossuth fährt dann fort, aus den gestrigen Erklärungen Körbers gehe hervor, dass der ungarische König in ungarischen Angelegenheiten österreichische Minister zu Rate ziehe. Körber beantragte schließlich eine Adresse an den König. In dem Adressentwurf wird u. a. gefragt, der Ausdruck „meine Armee“ sei unrichtig und unzulässig. Dieser Ausdruck stamme aus der Zeit, wo die Fürsten das Heer aus eigenen Mitteln erhielten. In der Zeit der Volksheere sei dieser Ausdruck nicht mehr der Sachlage entsprechend, da das Heer der Nation gehören. Die Adresse erklärt ferner, es besthele ein Widerspruch zwischen dem Handschreiben und den Erklärungen des österreichischen Ministerpräsidenten. Der Schlusspassus der Adresse lautet: „Wenn wir das Wohlgehen unsres Staates nur um den Preis der Aufopferung unserer Rechte und unserer Sprache erlangen können, so rufen wir: niemals! niemals! niemals!“

Aus nun Ministerpräsident Graf Schuen-Hedervary das Wort ergreifen wollte, musste die Sitzung wegen Lärm und Tumult auf fünf Minuten suspendiert werden. Im weiteren Verlauf seiner Rede erläuterte Graf Schuen-Srost einer Ermächtigung des Königs den Armeefestbefehl, da rief Abg. Barabás dazwischen: „Wir glauben dem König nicht!“ Es entsteht ein ungeheuerer Lärm. Die Regierungspartei schreit: „Schurke! Verräter!“ Der Präsident erklärte, Barabás wolle eine Entschuldigung vorbringen. Rufe von rechts: „Es gibt keine Entschuldigung!“ Inmitten des Lärms rief eine Stimme: „Es lebe der König!“ Von der linken Seite hört man den Ruf: „Es lebe die Verfassung!“ Nach der Rede des Ministerpräsidenten erhob sich Barabás, um eine Entschuldigung vorzubringen. Er begann seine Rede jedoch damit, dass er sagte: „Es gibt niemanden, auch in der Regierungspartei nicht, dessen Herz nicht von Bitterkeit erfüllt ist.“ Auf Zuruf einiger Mitglieder der Kossuthpartei setzte sich hierauf Barabás, ohne ein Wort zu seiner Entschuldigung zu sagen. Der Präsident beantragte, über Barabás eine protokollarische Rüge zu verhängen, was angenommen wird.

### Deutsches Reich.

#### Chronik der Majestätsbeleidigungskontrolle.

Hamburg, 24. September. Der Redakteur unseres Hamburger Parteorgans, Genosse Webersthal, ist wegen Majestätsbeleidigung zu einer Festungshaft von drei Monaten verurteilt worden.

Der „Zampa“, der allmählich in ein sehr gemächliches Schrittempo gefallen war, bekam ein paar Sporen zu fühlen und musste auf einem weichgrundigen Wiesenstreifen einen flotten Galopp hergeben.

Zum Donnerwetter auch! War nicht diese Schablonisierungssucht zum Dreinschlagen? Mühte denn dieser verdammte, alles in dasselbe Maß zwängende Drill, dieses Parademarschierprinzip, alles anstreben? Mühte denn überall alles glatt und vortrefflich laufen, damit man oben nur ja die Überzeugung von der Vortrefflichkeit des ganzen Systems behielte?

Also selbst die Strafregerichter sollten sorgfältig ausgerichtet sein! Keines durfte den Kopf hervorstrecken! Das war wirklich erheiternd. Lehre durften schlechte Schüler haben, aber es hatte den Anschein, als ob ein Batteriechef beileibe keine schlechten Soldaten in seiner Truppe haben dürfte. Und dabei sollten die militärischen Erziehungsmaschinen nicht einmal über ein bestimmtes Durchschnittsmass hinaus in Anspruch genommen werden!

Er befand sich ja glücklicherweise gerade in einer sehr günstigen Lage. Er hatte einen Regimentskommandeur, der für ihn eintrat und auch eine Meinungsverschiedenheit mit dem Vorgesetzten nicht scheute, weil er zufällig bei Majestät gut angeschrieben war. Da lief die Sache noch gut und ohne Schaden ab. — Wie aber, wenn ein Kommandeur sich selbst in seiner Stellung wackelig fühlte? Würde er den moralischen Mut finden, dem einflussreichen Vorgesetzten auch nur in der Form eines bescheidenen Bedenkens zu widersetzen? Würde er nicht vielmehr um seiner Karriere willen „zu Befehl Herr General“ sagen?

Dann wurde der Druck nach unten ausgeübt, und

Berlin, 24. Sept. Die Stadtverordnetenversammlung überwies den Antrag Preuß auf Schaffung gemeinsamer Einrichtungen für Berlin und die Vororte zur Wahrnehmung und zum Ausgleich der kommunalen Interessen an einen Ausschuss. Am Laufe der Debatte sprach Oberbürgermeister Kirchner sein Bedauern aus, dass die Einigungseinheit nicht zu stande gekommen sei. Er hob hervor, dass die Staatsregierung, die früher die Einigungseinheit der Vororte als notwendig hingestellt habe, jetzt dieser binderisch sei. Der Oberbürgermeister legte die großen Schwierigkeiten, die er angekreuzt habe, dar und teilte mit, dass eine Deutschrifft ausgearbeitet werde über die Beziehungen der Nachbargemeinde und ihre bereits bestehende Verbindung mit Berlin in der Gas- und Wasserversorgung etc. Die Versammlung stimmte dem Antrag des Magistrats zu, dass dem Reichstum zu Gunsten der durch das Hochwasser Geschädigten 30000 Mark überwiesen werde. Der Antrag Singer auf 100000 M. wurde abgelehnt.

**Nachklänge aus Prinz Arenbergs Gefängnisotel.** Vor der Disziplinar-Kammer für Justizbeamte in Celle wurde dieser Tage die Arenberg-Affäre im Hannoverschen Gerichtsgefängnis behandelt. Von dem Erscheinen des Prinzen Arenberg war in leichter Stunde Abstand genommen, da er offiziell als geisteskrank gilt. Den angestellten Gefangenbeamten wurde zur Last gelegt, dass sie dem Mörder als Strafgefangenen regelmäßig widerrechtliche Verpflegungen gewährt haben. Die Hilfsgefangenenauflöser, die, wie erwiesen ist, in der Tat dem Strafgefangenen Prinz Arenberg derartige Vorteile gewährt haben, sind aus dem Gefängnisdienst entlassen. Gegen sie ist ein Disziplinarverfahren nicht eröffnet. Die im Disziplinarverfahren angestellten etatmäßigen Gefangenenaufseher verteidigten sich mit großer Entschiedenheit damit, dass das, was sie getan oder geduldet hätten, zum Teil von ihnen vorgesehen angeordnet, nach allen Seiten hin aber von ihnen geduldet sei. Sie hätten gar keine Macht gehabt, die einzelnen Vergünstigungen dem Prinzen gegenüber zu verhindern. Der Prinz durfte z. B. nach Belieben im Verwaltungsbau des Gerichtsgefängnisses umhergehen, ein Gefangenenaufseher musste den Strafgefangenen auf dessen Wunsch zu jeder Zeit aus der Zelle lassen. Diese Anordnung wäre getroffen mit Rücksicht auf das Herzlosen, von dem der Prinz angeblich öfters besessen sein soll. Wertvoll ist auch die Feststellung der Anordnung, dass der Strafgefangene Arenberg mit „Durchlaucht“ anzurechnen war. Die Kammer verurteilte den einen Angestellten zu einem Verweis, den anderen zu 30 M. Geldstrafe. Das Disziplinarverfahren im Fall Arenberg ist damit aber noch nicht beendet.

Nachträglich erfahren wir noch aus der Hannoverschen Korrespondenz, dass vor Gericht erwiesen worden ist, dass der Prinz Arenberg nicht einen einzigen Tag während seines Aufenthalts im hiesigen Gerichtsgefängnis die für Strafgefangene bestimmte Rost genossen hat. Er hat stets Kraenkost (Hackfleisch, Milch und Eier) verabreicht erhalten. Er hat einen sogenannten Kalfaktor zu seiner persönlichen Bedienung gehabt und hat mit diesem und dem damaligen Strafgefangenen Rechtsanwalt Kirchhoff aus Celle an den Abenden Kartenspielen und Bier getrunken. Schließlich ist aber auch festgestellt, dass der Prinz in seiner oder einer andern Zelle oder einem Raum zu verschiedenen Malen mit einer Dame geschenkt ist. Die Dame ist als Frau Aufseherin so und so bezeichnet. Die näheren Umstände mit diesen Frauenerscheinungen haben in dem Verfahren bislang nicht aufgedeckt werden können. Der Prinz Arenberg hat da, wo seine persönliche Macht nicht ausreichte, mit Bestechung die Errichtung von Vorteilen zu erlangen versucht und auch erlangt. Ein Hilfsbeamter soll durch einen Dritten für die dem Prinzen geleisteten Dienste im Gefängnis 600 Taler ausbezahlt erhalten, mehrere andre die gleiche Summe versprochen erhalten haben.

**Überpatriotismus.** Aus Hessen schreibt uns unser X. Korrespondent unter dem 24. September: Am Abend des 16. Juni kam es in dem zum Wahlkreis Friedberg-Büdingen gehörigen Dorfe Burggräfenrod zu einem argen Wahlfleck seitens Kriegervereinssoldaten. Weil es sich aber um „Ordnungshelden“ des Grafen Oriola handelte, hat damals die bürgerliche Presse die Sache möglichst totgeschwiegen. Der Sachverhalt ist kurz folgender: Der Gastwirt Kohl hatte für den 12. Juni seine Freiheit zum Abhalten einer sozialdemokratischen Versammlung hergegeben. Aus Angst darüber zogen am Wahltag

unter hundert Hauptleuten gab es sicher nur wenige, die, im Widerstreit zwischen ihrem besseren Wissen und der Besorgnis um ihre künftige Laufbahn, ihrer Überzeugung treu blieben. Meist bekamen wohl die Strafregerister die „anzustrebende“ Gleichmäßigkeit, und der Batteriechef mochte zusehen, wie er mit den übeln Elementen seiner Mannschaft auskam, die aller Disziplin höhn sprachen und die er doch nicht gehörig bestrafen konnte, die die guten Leute verdarben und draußen als Neuwaffen Mißachtung gegen das Heer verbreiteten. Denn das Strafregerister der Batterie überschritt sonst den erforderlichen Durchschnitt, und „das gestattete ungünstige Rückslüsse auf die Disziplin der Batterie und auf die Fähigkeiten des Chefs.“ Dabei wiesen zuweilen die Überweisungspavillons der Nekutten anmutige Verzeichnisse von Vorstrafen auf, die schließlich auch nicht gerade günstige Rückslüsse auf die Persönlichkeit der werten Inhaber gestatteten.

Aber wenn nur der Parademarsch der Strafregerister klappte! Dann war das Vaterland gerettet.

Und nochmals bekam der unschuldige „Zampa“ ein paar Sporen. Aber der Braune ging nicht vorwärts. Er schnaubte und stieg unwillig ein wenig hoch. Er für sein Teil hüttete sich, in den Sumpf zu springen.

Der Reiter klopfte ihm lobend den Hals. Der blonde Wauh hatte für den Herrn aufgepasst. Das Gras der Wiese war dicht vor seinen Vorderfüßen dunkelgrün gefärbt und wuchs in breiten, schlafigen Salmen. Eine kurze Strecke weiter schimmerte auch schon das Wasser durch die Rasennarbe.

Günz ritt langsam den Wiesenpfad zurück. Er sah sich um. Ohne dass er es gemerkt hatte, war er in ein kleines Seitental geraten. Unten schimmerten im Son-

nenklange die hellen Blauern der Naserne, ein frischer Wind schaukelte die jungen blühenden Triebe eines Ahorns leise hin und her, und ringsum sprossen alles, von frischer Kraft durchdrängt. Vorsichtig lenkte er das Pferd um einen Fleck Himmelschlüssel herum, die die ganze Breite des Pfades mit einem Bande von gelben Blütenbündeln sperren.

Er warf die dunkle Sorge hinter sich. Hatte er nicht stets die Möglichkeit, seine Tätigkeit einzustellen, sobald ihm ihre Unfruchtbarkeit erwiesen dunkelte? Die heutige Erfahrung fiel als ein neues Gewicht in die Wagenschale seiner Zweifel. Das war gewiss: man müsste sich damit abfinden. Aber deshalb den Mut verlieren? — Nein. Es liegt uns natürlich fern, der Stadtverwaltung von Eberswalde zuzutrauen, dass sie aus dem Steuergeld ihrer Einwohner den Denkstein errichtet habe.

**Durchstechereien in bayerischen Provinzämtern.** Aus München schreibt uns unser Korrespondent: Die Strafammer des Landgerichts München I verhandelte am 23. September über die Verurteilung gegen ein schlossengleiches Urteil, durch das der Zentrumsabgeordnete Dr. Heim mit einer Geldstrafe von 10 M. belegt worden war. Heim soll sich dadurch einen Beamtenbeleidigung schuldig gemacht haben, dass er am 27. Juli 1899 in einer Generalsversammlung des Landesverbands land-

nenglanze die hellen Blauern der Naserne, ein frischer Wind schaukelte die jungen blühenden Triebe eines Ahorns leise hin und her, und ringsum sprossen alles, von frischer Kraft durchdrängt. Vorsichtig lenkte er das Pferd um einen Fleck Himmelschlüssel herum, die die ganze Breite des Pfades mit einem Bande von gelben Blütenbündeln sperren.

Er warf die dunkle Sorge hinter sich. Hatte er nicht stets die Möglichkeit, seine Tätigkeit einzustellen, sobald ihm ihre Unfruchtbarkeit erwiesen dunkelte? Die heutige Erfahrung fiel als ein neues Gewicht in die Wagenschale seiner Zweifel. Das war gewiss: man müsste sich damit abfinden. Aber deshalb den Mut verlieren? — Nein.

Es war als ob die kraftvolle Zuversicht dieser hellen Frühlingslandschaft sich in ihm ergösse.

Vieles Alte und Vieles seit Jahrzehnten Hochgehaltene möchte in Triumme gehen, darum verlor diese Erde, die hier ringsum ihre Keime zum Licht emportrieb und Samen schwollen ließ, ihre Kraft nicht. Sie war die immervährende, nie versiegende Quelle, aus der sich neue Generationen neue Kraft tranken, sie war die ewige Verjüngerin.

Günz hatte dem Brauen die Zügel auf den Hals gelegt und schaute mit hellen, freien Blicken vorwärts.

Aber als die Hufe des „Zampa“ wieder auf dem festen Boden der Thaussee klapperten, war er bereits wieder in Wirklichkeit zurückgekehrt. Mit Schwärmerien gab er sich nicht zu lange ab. Es waren andere, positivere Dinge zu erwägen.

Er hatte sich neuerdings vorgenommen, mit allen Kräften die Lösung eines Problems zu versuchen, das ihm schon während seines Berliner Kommandos durch den Kopf gegangen war.